

Livia kämpft mit der Finsternis [Fortsetzung]

Autor(en): **Caren**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche**

Band (Jahr): **35 (1945)**

Heft 3

PDF erstellt am: **25.04.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-634938>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

LIVIA

kämpft mit der

Finsternis

Eine seltsame Kleinstadtgeschichte
von Caren

2. Fortsetzung

Livia breitete eine davon über die Füsse der Kranken. Sie horchte noch einmal das Herz ab. Dann köpfte sie eine kleine Ampulle und liess die Flüssigkeit in die Injektionsspritze sickern.

„Ich will es mit einer Adrenalinspritze versuchen, damit das Herz wieder in Schwung kommt“, erklärte sie. „Wenn das nichts hilft, müssen wir sofort die Rettungswache anrufen und die Patientin ins nächste Krankenhaus bringen lassen. Sonst —“

„Wenn aber der Herr Kandler noch nicht zurück ist“, wandte das Mädchen ängstlich ein. „Am Ende ist es ihm nicht recht, und dann krieg’ ich Schelte.“

„Darauf kann ich keine Rücksicht nehmen. Ich tue, was ich für richtig halte. Auf meine eigene Verantwortung. Haben Sie eine Schere da? Oder eine Rasierklinge?“

Der Ärmel der schwarzen, mit feinen Glasperlen bestickten Jacke war zu eng, man musste ihn aufschneiden. Die grosse Vene war kaum zu finden, so schwach zeichnete sich das Adergeflecht von der fast mahagonifarbenen Haut ab. Erst als der Arm abgebunden war, trat sie deutlicher hervor.

„Warum, meinen Sie, sollte es Herrn Kandler nicht recht sein, wenn man ihm die Frau rettet“, fragte Livia, während sie den Inhalt der Spritze vorsichtig in die Vene presste. Das Mädchen zupfte an ihrer Schürze.

„Ich weiss nicht. Man kennt sich bei ihm nicht aus. Manchmal schimpft er wegen gar nichts. In allen möglichen Sprachen. Ich glaube, Fräulein, der spinnt. Ach Gottchen, die Wärme flasche —!“ fiel es ihr plötzlich ein. Sie lief aus dem Zimmer. Livia war froh, das dumme Ding eine Weile los zu sein. Während auf dem Bettrand sitzend, sie auf die Wirkung der Injektion wartete, hatte sie Zeit, die Kranke eingehender zu betrachten. Was für ein merkwürdiges Gesicht! Es erinnerte beinahe ein wenig an das rätselhaft liebliche Mumienantlitz der Nofretete, mit seiner geraden Nase, der leicht zurückfliehenden Stirn, den hohen Backenknochen und den auffallend weitauseinanderstehenden, langgeschnittenen Augen. Livia konnte es kaum erwarten, diese Augen geöffnet zu sehen, ihre Farbe, ihren Blick. Aufmerksam verfolgte sie den Gang des Pulses, der sich allmählich zu beleben schien. Minuten vergingen. Daß Herz arbeitete schneller, kräftiger. Wie ein zögerndes Aufrufen ging es durch den Körper der Ohnmächtigen. Die Augäpfel unter

den geschlossenen Lidern irrten zuckend hin und her. Und dann war plötzlich das Auge da, gross offen: ein glänzend schwarzes, erschrockenes Tierauge ohne Tiefe, so dunkel, dass man Pupille und Iris nicht voneinander zu unterscheiden vermochte.

Das erste, was diese Augen nacheinander zu erfassen schienen, war das geöffnete Kleid, der aufgeschlitzte Ärmel und der kleine, mit Alkohol getränkte Wattebausch, den Livia auf die Einstichwunde gelegt hatte. Dann richteten sie sich mit einem Ausdruck müden Erstaunens auf das fremde Mädchen. „Wer bist du?“ fragte dieser Blick. Und gleich darauf fragte es auch der Mund, mit einem harten spanischen Akzent:

„Quien es usted? Wer sind Sie, Señorita?“

Livia verstand. Sie hatte mit einer ihrer Studiengenossinnen, einer jungen Argentinierin, im Austausch etwas Spanisch getrieben, das kam ihr jetzt zustatten.

„Ihre Nachbarin, Señora“, antwortete sie lächelnd. „Man hat mich gerufen, um ...“ Sie suchte nach Worten, um der Kranken die Sachlage möglichst schonend zu erklären. „Bleiben Sie ruhig liegen und atmen Sie tief. So —“ Sie machte es ihr vor. „Nun wird Ihnen gleich wieder besser sein.“

„Muchas gracias“, murmelte die Frau. Ihre Tieraugen wanderten unruhig-suchend durchs Zimmer. Sie stiess einen zärtlich lockenden Laut aus. „Chilchi!“ Und noch einmal dringlicher: „Chilchito!“ In der Ecke raschelte es. Und dann kam unter einem niedrigen Möbelstück der dreieckige Kopf eines jungen Fuchses hervor. Seine spitzfunkelnden kleinen Augen starrten Livia misstrauisch an. Erst auf einen erneuten Zuruf seiner Herrin verliess er seine Deckung, kam unsicher witternd näher, um dann plötzlich mit einem burrenden Laut aufs Bett zu springen, wo er sich wie ein zahmes Kätzchen auf den Füssen der Frau zusammenrollte. Livias geschulter Sinn für Hygiene empörte sich: ein Fuchs als Haustier! Daher natürlich der penetrante Raubtiergeruch. Aber sie bemerkte, dass die Nähe des Tieres der Kranken wohlthat. Mochte es also daliegen bleiben und gleichzeitig die Wärme flasche ersetzen, die das Mädchen noch immer nicht gebracht hatte ...

Während sie ihre Instrumente einpackte, stellte sie, wie nebenbei, der Patientin einige vorsichtige Fragen. Sie erfuhr zu ihrer Besorgnis, dass die junge Frau schon länger

dass gegenüber der projektierten, wohlthuend ausgeglichenen Gestaltung der Grossen Schanze der jetzige Zustand, namentlich im Hinblick auf die bestehende Stützmauer, geradezu eine Verunstaltung genannt werden muss.

Gleichzeitig räumen die Darstellungen einmal gründlich auf mit der heute noch in manchen Köpfen spukenden Idee, unter einem Bahnhofsbau müsse unbedingt der Neubau eines Aufnahmegebäudes verstanden werden. Ein solcher Neubau käme im jetzigen Zeitpunkt einer glänzenden Fassade gleich, die die dahinter bestehenden veralteten und ungenügenden

Betriebsanlagen nicht einmal notdürftig verdecken könnte. Eben diese misslichen Verhältnisse zu beseitigen, d. h. den neuzeitlichen Anforderungen genügende Geleise- und Perronanlagen zu schaffen, ist der Zweck des heute vorliegenden Umbauprojektes. Die Wichtigkeit und der Umfang dieser notwendigen Arbeiten gehen u. a. auch daraus hervor, dass dafür eine Bauzeit von zirka 6 Jahren vorgesehen werden musste.

Während dieser Bauzeit soll nun aber gleichzeitig die Frage der Erstellung eines neuen Aufnahmegebäudes geprüft und soweit abgeklärt, bzw. abgeschlossen werden,

dass anschliessend an die Erweiterung der Geleise- und Perronanlagen die Erstellung eines neuen Bahnhofgebäudes ins Auge gefasst werden kann.

Abschliessend ist zu sagen, dass wir Presseleute den bestimmten Eindruck erhielten, dass hier ein wohldurchdachtes Projekt der Ausführung harre, ein Werk, das sowohl den Bernern als auch den Schweizerischen Bundesbahnen zur Ehre gereiche und das dazu unzähligen Zweigen unserer Volkswirtschaft Arbeit und Brot zu schaffen vermöge. Der Berner gehe hin und schaue selbst! Näheres ist aus dem Inseratenteil der Presse ersichtlich. B.

an zeitweisen Ohnmachtszuständen litt. Schon seit ungefähr drei Monaten.

„Und Sie haben nie einen Arzt zu Rate gezogen?“ fragte sie vorwurfsvoll. „So etwas lässt man doch nicht anstehen. Sie müssen sich sofort in Behandlung geben — sofort! Verstehen Sie? Ich kann Ihnen einen vorzüglichen Internisten empfehlen —“

Die Kranke unterbrach sie mit einer müden abwehrenden Kopfbewegung. „Inutil, Señorita, muchas gracias.“

„Unnütz? Warum denn?“

„Weil ich sterben muss.“ Sie nickte heftig. „Murire, lo se, murire pronto ...“

Die glänzenden Tieraugen sahen Livia nicht an. Sie starrten über sie hinweg ins Leere. Die ganze todbereite Müdigkeit einer Jahrtausende alten Rasse lag in diesem Blick.

Livia spürte eine leichte Beklommenheit.

„Unsinn!“ widersprach sie mit erzwungener Munterkeit. „Es stirbt sich nicht so schnell. Sie wissen ja noch nicht einmal, was Ihnen eigentlich fehlt.“

„Lo se!“ Der Blick der Frau bekam etwas Brennendes. „Kukulkan ist böse auf mich. Er nimmt mir die Sonne aus dem Blut.“

Livia sah sie fast erschrocken an. Hatte sie es am Ende gar mit einer Geisteskranken zu tun?

„Wer ist das — Kukulkan?“ wollte sie fragen, kam aber nicht mehr dazu. Draussen auf dem Vorplatz ertönte eine dunkle, auffallend wohlklingende Männerstimme, ab und zu unterbrochen von dem schrillen Organ des Dienstmädchens. Ein fester Schritt näherte sich der Tür. „No digais! Nichts sagen — bitte!“ flüsterte die Kranke und versteckte schnell ihren entblößten Arm unter der roten Wolldecke. Noch ehe Livia sich im Klaren war, worüber sie nichts sagen sollte, stand Kandler bereits im Zimmer. Er war ein Mann von etwa fünfzig Jahren. Kaum über mittelgross, aber bei aller Magerkeit sehr kräftig und muskulös gebaut. Man hätte ihn trotz seines deutsch klingenden Namens ohne weiteres für einen Indio halten können oder mindestens für ein Halbblut, mit seiner von der Tropen Sonne lohfärbig gegerbten Haut und dem halblangen, schwarzen Haar, das, hinter die Ohren zurückgekämmt, ihm hinten bis auf den Rockkragen fiel. Ein kurzer, schwarzer Bart verdeckte Kinn und Oberlippe und man hätte geschworen, dass auch seine Augen schwarz wären. Sie hatten einen abwesenden, etwas starren Blick und erwiesen sich erst bei näherer Betrachtung als blau. Der ganze Gesamteindruck des Exotischen, den dieser Mann machte, wurde noch durch seine Kleidung verstärkt, die beinahe etwas Lächerliches hatte: eine verschossene Wildlederweste mit Reissverschluss. Dazu Kniehosen und halbhohe Strümpfe, die ein Stück der lohfärbigen, behaarten Beine freiliessen. Die Füsse steckten in kompliziert geschnürten Sandalen, und in der Hand trug er einen jener grobgeflochtenen Sombreros, wie man sie in Mexiko für einen halben Peso an jeder Strassenecke zu kaufen bekommt. Er schien bereits durch das Mädchen über alles unterrichtet, denn er zeigte sich durch Livias Anwesenheit nicht im geringsten überrascht.

„Es tut mir leid, dass man Sie herbemüht hat“, sagte er in fast akzentfreiem Deutsch, „ganz unnötigerweise.“

„Unnötigerweise?“ Livia fühlte, wie ihr das Blut ins Gesicht schoss. Wollte er sie beleidigen? Oder hatte er wirklich keine Ahnung, wie krank seine Frau war? Sie hatte schon eine scharfe Entgegnung auf der Zunge, aber der Kranken zuliebe beherrschte sie sich.

„Ich kann Ihre Ansicht nicht teilen, Herr Kandler, im Gegenteil“, gab sie kühl zur Antwort. „Das Mädchen hat sehr recht getan, mich zu holen. Es war nicht mehr viel Zeit zu verlieren.“

Sie griff nach ihrer Mappe und reichte der Patientin die Hand. „Adios, Señorita.“

Die feinen, edelgeformten Finger der Kranken fühlten sich eisig an. „Ich muss beim Hinausgehen das Mädchen an die Wärme flasche erinnern“, fiel es Livia ein. Sie wollte noch etwas sagen, ein paar Verhaltensmassregeln geben. Aber der Aerger über die erlittene Abfuhr verschloss ihr den Mund.

Kandler begleitete sie zur Tür.

„Was bin ich Ihnen schuldig?“ fragte er trocken geschäftlich.

Livia wurde von neuem rot.

„Danke, gar nichts“, sagte sie hochmütig. „Ich praktiziere noch nicht und darf kein Honorar annehmen. Es war nur eine nachbarliche Gefälligkeit.“

Der Zorn über die Rüpelhaftigkeit dieses Halbwilden schnürte ihr die Kehle zu. Mit einer brüsken Wendung liess sie ihn stehen.

Da fiel ihr Blick noch einmal auf die Kranke. Die reglose Gestalt unter dem flammend roten Serape hatte etwas so alarmierend Hilfloses, Verlorenes, dass der jungen Medizinerin das Gewissen schlug. „Ein Arzt darf sich niemals durch persönliche Gekränktheit von einer ärztlichen Pflicht abbringen lassen“, hörte sie ihren Professor sagen. Sie gab sich einen inneren Ruck.

„Kann ich Sie noch einen Augenblick allein sprechen, Herr Kandler?“ fragte sie mit Ueberwindung.

Kandler folgte ihr zögernd und mit deutlicher Ungeduld, als gäbe er einer sinnlosen Laune nach. Aber Livia liess sich nicht mehr irremachen.

„Herr Kandler“, sagte sie draussen in sehr entschiedenem Ton, während sie seinen abweisend über sie hinschweifenden Blick zu fangen suchte, „ich muss Sie darauf aufmerksam machen, dass ich Ihre Frau für schwerkrank halte, für lebensgefährlich krank vielleicht. Ich empfehle Ihnen dringend, sie sofort in Behandlung zu geben. Am besten in eine Klinik, wo sie längere Zeit beobachtet werden kann. Ich halte das für unbedingt nötig.“

„Ich nicht.“ Kandler sah an ihr vorbei ins Leere. Seine Pupillen wurden schmal und scharf wie dunkle Glassplitter. „Meine Frau braucht keinen Arzt. Ich habe meine eigene Methode, ihr zu helfen.“

„Und welche, wenn ich fragen darf?“ Livia nahm sich vor, nicht locker zu lassen. Aber sie bekam keine Antwort mehr.

Kandler hatte seine Aufmerksamkeit bereits einem anderen Gegenstand zugewandt — einer kleinen Figur aus dunklem Kristall, an der er mit dem Aermel seiner Lederweste sorgfältig herumpolierte. Sein Gesichtsausdruck bekam dabei etwas von der zärtlichen Versunkenheit einer jungen Mutter, die ihren Säugling pflegt.

„Alter Narr!“ grollte Livia im stillen und wollte sich achselzuckend entfernen, blieb aber dennoch stehen, unbewusst angezogen von dem Reiz des Ungewöhnlichen, der von diesem Sonderling und seiner ganzen Umgebung ausging.

„Was ist das?“ fragte sie unwillkürlich und deutete auf die bräunliche durchsichtige Kristallfigur, Gott oder Krieger oder was es sein mochte, die Kandler liebevoll gegen das Licht hielt. Diesmal brauchte sie nicht auf die Antwort zu warten.

„Eine Opfergabe aus dem Cenote von Chichen-Itza“, erklärte er lebhaft. „Aus einer ziemlich frühen Periode, nach der summarischen Bearbeitung des Kopfschmuckes zu schliessen. Erstes oder zweites Jahrhundert schätzungsweise.“

Und als Livia ihm ganz aufrichtig ihre völlige Unwissenheit auf diesem Gebiet bekannte, setzte er seine Belehrung

Bierquelle

Casino

mit sachlicher Lebendigkeit fort: „Cenotes sind die heiligen Zisternen der Majas, Naturzisternen, in denen die Frühlingsopfer dargebracht werden. Ich bin selbst mit einem Taucher in einigen dieser Opferbrunnen gewesen und habe viele herrliche Dinge gefunden. Leider alle zerbrochen, wie es der Ritus verlangte. Sehen Sie —“

Er zeichnete mit dem langen gelben Nagel seines Zeigefingers einen haarfeinen Sprung nach, der über den mit bizarren Schriftzeichen bedeckten Körper der kleinen Gotttheit hinlief.

„Viele habe ich wieder vollkommen zusammengesetzt. Es gelingt nicht immer so gut. Manche davon —“

Kandler brach mitten im Satz ab und sah seine Zuhörerin mit einem misstrauisch forschenden Blick an, als sähe er sie zum ersten Mal bewusst. Etwas in ihrem schönen jungen

Gesicht schien seinen Beifall zu finden, denn er fragte fast freundlich:

„Interessieren Sie sich für dieses Gebiet?“

Livia nickte eifrig. „Nächst der Medizin hätte mich dieses Studium am meisten gereizt. Forschungsreisen, Entdeckungen — das wäre etwas für mich gewesen! Aber man kann sich immer nur für eines entscheiden. Schade —“ Sie liess den Blick über die Fülle von Merkwürdigkeiten schweifen, mit denen der Raum angefüllt war. „Ich hätte mir Ihre Sammlungen gern einmal in Ruhe angesehen, Herr Kandler. Heute bin ich leider etwas eilig, mein Vater erwartet mich. Aber wenn Sie erlauben, würde ich gern einmal wiederkommen.“ Sie war auf eine abschlägige Antwort gefasst und einigermaßen überrascht, als der „Mexikaner“ nach kurzem Zögern seine Zustimmung gab. (Forts. folgt)

Folgen einer Radfahrt

1. Fortsetzung

von G. Th. Roßman



7. Ach, warum geht er nicht auf dem Trottoir; so gehört es sich doch! Jetzt aber bekam er vom Velo einen solchen Stoss, dass er vornüber purzelte und all seine Törtchen umherfliegen sah.



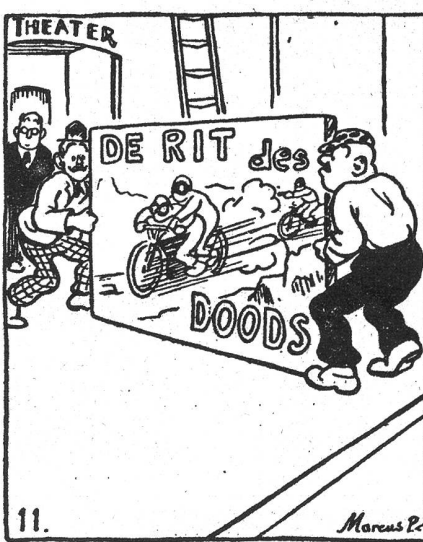
8. Mit einem lauten Schlag landete er auf dem harten Strassenpflaster, so dass ihm die Zähne aufeinanderschlügen, er sich fast die Zunge abbiss und den ganzen Sternenhimmel vor seinen Augen tanzen sah!



9. Indessen ist eins der «Güetzi», eine stattliche Schillerlocke, auf der Nase einer vorübergehenden Dame gelandet. Freilich wäre es weit gemüthlicher gewesen, wenn das «Güetzi» etwas tiefer unten angekommen wäre!



10. Mittlerweile hat aber auch die Strassenjugend nicht müssig zugeschaut. In heissem Kampfe bemüht sie sich, möglichst viel von den Güetzi zu erhaschen, wobei aber leider mancher mit einer blutenden Nase statt eines Törtchens davonkommt.



11. Etwas weiter sind zwei Männer damit beschäftigt, eine grosse, frischgemalte Filmanzeige quer über die Strasse zu befördern. Es ist fürwahr kein leichtes, so etwas fertigzubringen.



12. Aber ach, was nützen Behutsamkeit und Vorsicht, wenn plötzlich ein Fahrrad kommt und quer durch das Bild hindurchsaust. Ehe man es sich versieht, ist das Unglück schon geschehen!